

**MAYA**

**ROSA**

**ROMAN**

**MOSCOW  
MULE**



# Leseprobe



»Ich wollte bloß leben, über alle denkbaren Grenzen reisen und frei über alle Straßen laufen.«

Karina und Tonya teilen alles -- ihr Studium an einer Moskauer Uni, betrunkene Männer, leere Geldbörsen, aber vor allem: das ambitionierte Ziel, nach Europa auszuwandern. Während im jungen neuen Jahrtausend der eine Teil der russischen Gesellschaft zwischen Luxusautos und Kaviar versinkt, schummelt sich der andere mittellos durchs Leben. Auch Karina hat gelernt, mit Witz und Wahnsinn jede Situation zu meistern und an ihren Träumen festzuhalten, komme, was wolle. Doch mehr und mehr schieben sich ihre Träume vor die Freundschaft mit Tonya, und was einst nach einem großen »Für immer« klang, wird plötzlich brüchig. Geschickt verwebt Maya Rosa in ihrem Debütroman »Moscow Mule« das Politische mit dem Freiheitsdrang des Erwachsenwerdens und zeigt dabei mit einem einzigartigen Sound voller Witz und Klugheit, dass man mit Lebensfreude so manche gesellschaftliche Kette sprengen kann.

MAYA ROSA ist 1987 in Russland geboren und dort aufgewachsen. Sie hat in Moskau und Berlin studiert, als Übersetzerin gearbeitet und ist Absolventin des Deutschen Literaturinstituts Leipzig. *Moscow Mule* ist ihr Debütroman. Maya Rosa lebt mit ihrer Familie in Berlin.

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

Maya Rosa

# Moscow Mule

Roman



**PENGUIN** VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2025 Penguin Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
produksicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Gaeb & Eggers.  
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln  
Umschlagabbildung: © Collage: Barbara Thoben  
unter Verwendung von Fotolitz/Depositphotos  
und Paha\_L/Depositphotos  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-328-60394-8  
www.penguin-verlag.de

*Für meine Tochter*



Wir lagen auf einer weißen Ledercouch, zwischen uns der Typ, dem die Couch gehörte. Seit einer gefühlten Ewigkeit mühten wir uns ab, von ihm eine ordentliche Erektion zu bekommen. Wir stöhnten um die Wette, zogen unsere Tops aus, schleiften mit steifen Brüsten über seine halb rasierten Wangen, aber es half nichts.

Dabei hatten wir den Abend so abenteuerdurstig begonnen. Als wir den heißen Typen im leicht aufgeknöpften Hemd sahen, der melancholisch über seine versilberten Schläfen streichelte, waren wir hin und weg. Elegant, geheimnisvoll und allein. Erst knutschte Tonya mit ihm, dann kam ich dazu und bald waren wir drei völlig betrunken von den Gin Tonics, die unser Bacchus literweise bestellte. Aus der entstandenen Dynamik heraus forderten wir ihn praktisch dazu auf, uns mit nach Hause zu nehmen, und er führte uns wie ein Sträfling murmelnd aus der Bar. Vielleicht erregte uns seine Passivität, die wir als Harmlosigkeit deuteten.

Wahrscheinlich mochte der Typ nicht, dass wir ihm *Ja! Ja!* in die Ohren schrien, oder er hatte einfach zu viele Tonics intus. Er sagte aber auch nichts, möglicherweise aus

Angst, wir würden gleich wieder von vorne beginnen. Von unserem Feuer war mittlerweile kaum noch ein Glimmen übrig, das Spiel neigte sich dem Ende zu. Durst und Hunger drängten sich in den trunkenen Rausch.

»Uff, ich kann auch nicht mehr, übernimm du!«, sagte Tonya.

»Sag mal, wollen wir nicht einfach gehen?«

»Auch eine gute Idee. Ich muss nur kurz pinkeln.« Sie ging halb nackt auf Toilette, ihre vollen Brüste wackelten beim Gehen. Was für eine Verschwendung der Nacht, dachte ich. Der Typ lag immer noch einfach da wie der einbalsamierte Lenin und beobachtete, wie wir uns unsere Sachen zusammensuchten.

»Auf der Toilette hängt ein Frauenbademantel«, flüsterte Tonya.

»Tja, hoffentlich hat seine Frau heute mehr Erfolg als wir!«

Wir kicherten, zogen uns an und verschwanden. Ich wusste nicht mehr, ob der Typ noch etwas gesagt hatte. Ich hoffte nur, höflich genug gewesen zu sein, mich verabschiedet zu haben, vor allem, da wir uns nun so nahestanden. Vielleicht sollte ich mir seine Adresse notieren, um ihm Neujahrswünsche auszurichten.

Draußen war es noch dunkel, aber die Schneeräummaschinen krabbelten bereits über den Gehweg. Es musste fast Morgen sein. Ich schaute nach oben mit dem Wunsch, den breiten Himmel über mir in meine Lunge einzusaugen.

Der Himmel wäre stark genug, den Alkohol zu vertreiben, hatte aber offensichtlich keine Lust dazu. Mir war sehr schwindelig. Tonya schaute auch zum Himmel auf, kippte dabei aber fast um. Eine blonde Locke klebte in ihrem Auge, ihre roten Backen und ihre Stirn glänzten vom Schweiß, oder vielleicht war es der Gin, der auf ihrer Haut verdunstete. Wir aßen ein bisschen Schnee von einer Fensterbank und wischten damit über unsere Gesichter. Dann schlurften wir in Richtung Metro und regten uns über den Typen auf. Was fiel ihm ein, uns mitzunehmen, wenn er eine Frau hatte, was war nur mit diesen Männern los, und warum war er so unfähig, uns richtig durchzunehmen?

Vor der Metro stellten wir fest, dass sie erst in einer halben Stunde aufmachen würde. Wir lehnten uns an eine Wand und stritten ein bisschen darüber, ob Kulitsch und Panettone das Gleiche seien. Dazu stellten wir auch noch fest, dass wir absolut kein Geld für irgendwas Essbares hatten, und ärgerten uns, bei dem Typen nicht lieber den Kühlschrank auseinandergenommen zu haben statt seiner Innereien.

Bald würden wir in irgendeiner Univorlesung dösen und die Nacht trotzdem als gelungen ansehen. Solange wir einander hatten, war der Rest der Welt für uns bloß ein zahnloser Hai.

Tonya sagte immer, wir seien sehr unterschiedlich. Sie fand mich zu chaotisch mit meinen Tagträumen. Mir würden Ruhe und Bescheidenheit fehlen. Man sollte fromm und

fleißig seinen Zielen nachgehen und sich nicht zerstreuen wie eine Ziege auf dem Gemüseacker. Ein eigenes Haus, ein Labrador, der im Garten spielt, und eine Tasse Tee in den Händen, das würde ihr schon reichen. Für sie wäre es das gelungene Leben eines kleinen Menschen. Wie bei Graf Tolstoi, als er den Draht zur Welt komplett verloren hatte. Nur badete Tolstoi in seinen Adelstiteln, als er beschloss, den Rest seines Lebens mit dem Fangen von Glühwürmchen zu verbringen, während wir im Schlamm der nicht asphaltierten Straße badeten und das Einzige, was wir einfangen konnten, eine Erkältung war. Tonyas Vorstellung langweilte mich zu Tode. Denn ich hasste Häuser. Ein Haus steht meistens da, wo man es baut. Man ist gezwungen, immer dahin zurückzukehren. Mit dem Hund muss man auch noch spazieren gehen, meistens im Nichts, und als Dank stirbt er auch noch früher als man selbst. Ich könnte genauso gut mein eigenes Grab buddeln und daneben warten, bis mir gestattet würde, mich hineinzulegen. Das hätte mir noch gefehlt. Die reizende Ungewissheit für die trivialen Enttäuschungen des häuslichen Lebens aufzuopfern, und dann noch in einem Haus voller Hundehaare? Nein, danke. Ich beschloss, so lange unglücklich zu bleiben, wie es nur ging, denn das Glück brachte nichts als Trägheit und Stillstand, oder vielleicht sogar – Gott bewahre – ein Haus. Das konnte ich mir nicht leisten. Bewegung funktioniert nur dann, wenn man nicht wie ein Labrador vor sich hin glückt.

Hinter uns lag ein umtriebigeres Studienjahr, in dem wir uns tierisch amüsiert hatten, und das dritte Semester fing gerade erst an. Dann, im Oktober, wurde Anna Politkowskaja ein paar Straßen von unserem Campus entfernt erschossen. Ziemlich ironisch, denn unser Studiengang hieß Politischer Journalismus.

Die Fakultät stellte den sogenannten putinistischen Glamour dar, einen Spiegel dieser satten, prosperierenden Epoche. Zum größten Teil studierten hier Kinder von Unternehmern, Managern und Regierungsbeamten. Die Aufnahmeprüfungen bestanden sie mit Schmiergeld, dabei hatten sie das Studium nicht mal nötig, eher hübschten sie damit ihren Lebenslauf auf, während die Fakultät sich wiederum mit den Namen ihrer Eltern aufhübschte. Sie verströmten eine Atmosphäre aus Müßiggang und Luxus, was jedoch nicht wie eine Veredelung, sondern eher wie eine Zwangsverglitzerung der gesamten Uni wirkte.

Freilich kreuzten sich unsere Wege kaum, sie lebten ja nicht in einem Wohnheim, zählten kein Geld und suchten keine Jobs. Stattdessen vergaben sie Jobs, mir zum Beispiel, als Nachhilfelehrerin. Denn arme, aber stolze Intelligenz gab es genug an unserer Fakultät. Sie fiel aber erst auf den zweiten Blick auf, sowohl unter den Studenten als auch den Professoren. Von der Korruption wussten alle, manche verurteilten sie, andere schwiegen aus Angst, was auf das Gleiche hinauslief. Neuankömmlinge wie ich und Tonya wussten am Anfang nicht mal, was für ein glamouröses Loch diese Fakultät darstellte. Wir wählten sie nur

aufgrund ihrer guten Reputation, die eine Karriere in der internationalen Medienbranche versprach.

Wir wussten zwar, dass Medien zunehmend Probleme mit dem Staat bekamen, aber dass man so weit gehen würde, die Ikone des kritischen Journalismus zu erschießen, tagsüber, mitten in Moskau, in ihrem eigenen Haus, eröffnete eine neue Dimension der Unantastbarkeit unseres selbst ernannten Zaren. Diese Erkenntnis schockierte uns nicht weniger als der Mord selbst. Es war eine Sache, sich die Taschen mit Schmiergeld vollzustopfen, das gehörte in Russland zum Politikerdasein irgendwie dazu. Eine andere aber war es, wie Al Capone Personen des öffentlichen Lebens umzulegen. Die Polizei galt es längst zu meiden, ihr beim Vorbeigehen nicht in die Augen zu schauen und lieber mit dem Asphalt vorliebzunehmen, er war sowieso schöner anzusehen. Diese üblich gewordenen kollektiven Reaktionen der Menschen spiegelten sich in gebeugter Körperhaltung und versteinerten Gesichtsausdrücken wider. Es war die Angst, die man verinnerlicht hatte.

Wir waren zu jung, um patriotisch zu sein, und zu alt, um an den Triumph der Gerechtigkeit zu glauben. Die Perspektiven waren überschaubar. Wir könnten natürlich so weiterleben, als gäbe es keine Politik, stattdessen glamourös tun, in der visafreien Türkei Urlaub machen und Shoppingcenter durchstöbern. Wir könnten auch abwarten, ob es irgendwann wieder freie Wahlen, eine echte Opposition und keine Zensur mehr geben würde. Aber am besten würden wir nach Europa emigrieren, jetzt sofort,

bevor es noch schlimmer würde, denn es könnte schlimmer werden. Russen flohen nicht zum ersten Mal, in jeder Generation gab es einen Massenexodus, man denke nur an die Bolschewiken vor hundert Jahren. Man sollte auch das Schicksal derjenigen nicht vergessen, die aus Liebe zum Vaterland eben nicht geflohen waren und als Dank, wie Mandelstam, Stalins Säuberungen zum Opfer fielen. In diesem Land, einem Fegefeuer für seine Einwohner, hat es nie ausgeschilderte Fluchtwege gegeben, höchstens eine unbeaufsichtigte poröse Mauer, durch die man verdunsten konnte. Und wir waren noch ätherisch genug dafür. Diese Entscheidung war die wichtigste in unserem noch kurzen Leben, und nachdem einen Monat später ein weiterer Regimekämpfer, Alexander Litwinenko, in London vergiftet wurde, hatten wir keine Zweifel mehr.

Wir stellten uns schon unser Leben in Europa vor, träumten davon, wie Djagilew alles Russische zur Mode zu machen, später vor dem Kamin Memoiren über die Verbannung aus dem Vaterland zu schreiben und im Testament von den Enkeln zu verlangen, unsere Asche im geliebten Birkenwald zu verstreuen.

Aber so leicht konnte man aus Russland nicht auswandern. Die Chancen auf ein Visum besangen sogar die berühmtesten Musiker, und zwar als einen unmöglichen Glücksfall. Ein Mensch, dem es gelang, ein Schengenvisum zu erhalten, wurde automatisch ein bisschen größer und schlanker, seine Aura leuchtete in einem unbekanntem, aber reizvollen Licht. Die reichen Kinder aus der Uni pendel-

ten zwischen Courchevel und London. Normalsterblichen aber, die die Dusche am Ende des Gangs mit halb Kamtschatka teilen mussten, blieb nichts anderes übrig, als die Visumlieder mitzusingen, und zwar zur Gitarre irgendwo im Hinterhof, als kostenlose Freizeitaktivität.

Bald klapperten wir mit dem Fleiß eines Aschenputtels auf Speed alle möglichen Lehrstühle ab, die Austauschprogramme mit europäischen Universitäten anboten. Wir wollten Russland verlassen, und zwar schnell, legal und kostenlos. In den kühnsten Träumen würde uns jemand sogar dafür bezahlen. So landeten wir bei der philologischen Fakultät, die uns zumindest in unseren beschädigten Köpfen Aussicht auf Frankreich vorgaukelte. Als wir endlich die richtige Tür in einem endlosen und ranzigen Seitenflügel fanden, stürzten wir übermütig herein. Der Kopf eines jungen Burschen in einem überdimensionalen Anzug und mit einer dicken Schildkrötenbrille erhob sich über dem Tisch.

»Hey, Bubi«, grüßte ich ihn. »Wo finden wir den Fakultätsleiter?«

Die Augen des Jungen funkelten und er richtete sich auf.

»Das bin ich«, fauchte er. Wir starrten ihn an und brachen fast in Lachen aus, aber sein Basiliskenblick zwang uns zur Beherrschung.

»Wir sind erledigt«, flüsterte Tonya, zog mich am Arm und glitt vorsichtig zur Tür. Ich weigerte mich, unauffällig, wie mir schien, und zog meine Hand weg.

»Verzeihung! Wissen Sie, das ist mir nur so rausgerutscht, weil Sie so unmöglich jung aussehen.« Ich lächelte

dem Mann zu wie eine debütierende Schauspielerin dem Regisseur, während Tonya neben mir meinen leeren Ärmel hielt. »Wir wollten Sie nicht derangieren, sondern uns nur ganz kurz erkundigen, wie man vom Politjournalismus zu Ihrer Fakultät wechseln kann.«

Der Junge ließ sich überhaupt nicht von meinem unschlagbaren Charisma besänftigen. Er stand da wie ein Modell des Everest auf dem Minigolfplatz. Sein Gesicht war versteinert, er schien seine Lippen nicht zu bewegen, als er knirschte: »Man wechselt nicht zu uns. Man bewirbt sich bei uns.«

Eine Grabesstille machte sich breit. Tonya erwachte als Erste aus dem Koma, zog meinen Ärmel noch straffer zu sich, schob mich entschlossen zur Tür und rief fröhlich: »Das war's auch schon, haben Sie vielen Dank! Auf Wiedersehen!«

Im Flur starrten wir uns an und atmeten durch wie zwei gerupfte Gänse.

»Offenbar wirkt Philologie wie ein Verjüngungselixier, das sollten wir uns merken!«

»Ein Abstoßungselixier war das!«

Wir schlenderten durch die weiten Gänge, schubsten unsere Taschen vor uns her und seufzten. Nicht, dass wir es uns einfach vorgestellt hatten. Nicht, dass wir uns überhaupt etwas vorgestellt hatten. Wir dachten generell nicht darüber nach, was wir eigentlich taten, und möglicherweise schützte uns genau diese Dummheit vor Enttäuschungen.

»Bei den Theologen waren wir noch nicht. Aber lass uns erst mal in die Cafeteria gehen. Wie viel Geld hast du dabei?«

»Vielleicht zehn Rubel.«

»Und ich sieben. Dann reicht es für ein Käsebrod mit Kaffee.« Das munterte uns ein bisschen auf. Es gab nichts Besseres als Käsebrod. Diese Käsebrode gab es überall, in der Kita, in der Grundschule und auch an der Uni. Wahrscheinlich stand irgendwo in Moskau ein kilometerlanger Edeltahltisch voller Krümel, an dem Tag und Nacht Frauen mit weißen Schürzen und verschwitzter Stirn für die Kinder des Landes ackerten.

Die Cafeteria war ein riesiger Saal mit römischen Säulen, die geschmackloserweise blau angestrichen waren. Auf dem prachtvollen Parkett spiegelten sich große, mit weißen Rüschenvorhängen geschmückte Fenster. Ich setzte mich an einen freien Tisch, während Tonya unser Käsebrod von der Theke holte. Links von mir saßen wunderschöne und gepflegte Mädchen in umwerfender Kleidung und blättern mit ihren frisch manikürten Fingern in Hochglanzmagazinen. Handtaschen von Gucci lagen neben glitzernden Handys auf dem Tisch.

»Du schaust in die falsche Richtung!« Tonya kam mit dem Käsebrod zurück und grinste mich an. »Da, rechts!«

Ich sprang fast auf.

»Der Stein der Weisen! Allein!«

Wir drehten vermeintlich konspirativ unsere Köpfe und starrten den blassen Jungen mit den blauen Augen und

breiten Schultern an, der sich über seine Tasse Tee mit Zitrone beugte. Ich fand ihn großartig. In ihm waren die Brutalität eines Metzgers, die Zierlichkeit eines Elfen und die Gleichgültigkeit eines Mönchs vereint. Er war äußerst unfreundlich, was ich logischerweise als rätselhaft interpretierte. Durch einige gemeinsame Vorlesungen wusste ich, dass er Philosophie studierte, und das reichte mir, um endgültig den Kopf zu verlieren.

»Geh hin und frag ihn, ob wir zu seiner Fakultät wechseln können!«, sagte Tonya und warf ihre Hand segnend in die Luft.

Ich stand auf und trippelte wie eine Krabbe seitlich an seinen Tisch.

»Na?«, fing ich furchtlos an. Der Stein der Weisen bewegte sich kein bisschen. Seine Haltung war ziemlich weit entfernt von einer herzlichen Begrüßung. Ich wartete eine Weile und suchte im Kopf nach einem philosophischen Werk, das ich vor Kurzem gelesen hatte.

»Was denkst du über Ortega y Gasset, magst du ihn?«

»Ich lese Ortega y Gasset überhaupt nicht«, parierte er genervt, ohne seine Meditation über der Teetasse zu unterbrechen.

Eigentlich las ich ihn auch nicht wirklich. Ich fand den Namen nur so einzigartig, er klebte seit Tagen wie Teer an mir.

»Und was hörst du?« Ich nickte in Richtung seiner Kopfhörer.

»Das kennst du nicht«, schmetterte er mich wieder

ab. Damit war mein Pensum an Geduld erschöpft und ich ging ohne Reue zurück zu Tonya. Ich setzte mich und stopfte mir phlegmatisch meinen Teil des Käsebrotes in den Mund.

»Vielleicht ist er schwul«, tröstete mich Tonya mit zugänglichsten Mitteln.

»Das hoffe ich doch, sonst war das absolut unverschämt.«

»Oder er ist verheiratet.«

»Und seine Frau hat eine tödliche Krankheit.«

»Und er wartet, bis sie stirbt.«

»Ja, sonst wäre es nicht galant.«

»Oder er selbst ist sterbenskrank und will deine Gefühle nicht verletzen.«

»Amen«, seufzte ich. »Dann sollte ich mich mit seinem primitiven Kumpel anfreunden, um den Fortschritt der Krankheit in Erfahrung zu bringen.«

»Der wie eine vergammelte Forelle aussieht? Das würde ich dir nicht empfehlen. Er denkt, Pasternak ist ein Gemüse.«

Ich legte entrüstet meinen Kopf auf den Tisch und kehrte in meinen Gedanken zurück zu dem misslungenen Gespräch am Philologielehrstuhl.

»Ich weiß wirklich nicht, wie wir weitermachen sollen. Wo bekommen wir nur ein Visum her?«

»Wir könnten Au-pair in Frankreich machen«, sagte Tonya. Wir schauten einander bitter schmunzelnd an.

»Ich habe einen Onkel in Köln!«, rief sie plötzlich und strahlte wie ein geputztes Silbertablett. Ihr linker Schnei-

dezahn schaute bei diesem Lächeln schräg nach links raus. Mindestens die Hälfte meiner heißen Liebe zu Tonya war diesem schiefen Zahn zu verdanken.

»Vielleicht sind wir ein bisschen ethnisch jüdisch«, sagte ich.

»Vielleicht können wir einen Juden heiraten?«

»Der auch so arm ist wie wir! Dann leben wir unter dem Dach und sparen zusammen für ein Klavier!«

»Ja! Wir lesen Baudelaire im Bett und weinen, wenn seine Mama uns nicht mag!«

»Wir sollten lieber auf eigenen Beinen stehen, um von ihr unabhängig zu sein. Und dafür müssen wir ein Stipendium bekommen. Intelligenz gehört nicht gerade zu meinen Stärken. Zu deinen auch nicht.«

»Leider nicht.«

»Es ist hart, dumm zu sein.«

»Stimmt.« Wir senkten unsere Häupter wie ungegossene Nelken.

»Was stimmt?« Neben uns erschien Fedor. Er ließ sich mit dem Teller voller Buletten und Reis an unserem Tisch nieder. Mein Magen knurrte.

»So, Fedor, erzählen Sie uns von den Geheimnissen der Moderne«, fing Tonya fröhlich an.

»Das größte Geheimnis für mich ist, warum ihr nicht zu meinem Seminar gekommen seid.«

»Wir waren da!«, fand Tonya sich zurecht. »Die Tür war zu, das Licht war aus, so gingen wir zu mir nach Haus!«

»Nicht schlecht für eine spontane Ausrede. Die Tür

konnte leider nicht zu sein, denn es gibt dort zurzeit gar keine Tür. Unser Flügel wird renoviert. Also was habt ihr gemacht, ihr Schlingel?«

Fedor schrieb etwas Wissenschaftliches an der Uni, etwas über Husserl oder Hussein, oder vielleicht Husten, keiner verstand es so genau, obwohl er die ganze Zeit von seiner Doktorarbeit schwärmte. Zu seinen Aufgaben gehörte es auch, nebenbei Seminare zu leiten. Einführung in etwas Angewandt Philosophisches und schrecklich Trockenes. Das tat er auch bei unserer Gruppe, die aus sechzehn Mädchen bestand. Generell gab es an unserer Uni fast nur Mädchen. Der Rest bestand aus drei Sorten Jungs: arrogante Künstlertypen, schuppige Strebertypen und dilettantische Oligarchensohntypen.

Alle gingen unheimlich gerne zu Fedors Seminaren. Er glänzte mit Scharfsinn, jonglierte mit Epochen und Philosophen, zapfte Sartre-Seiten und zapfte Merlot. Sechzehn junge Herzen klopften schneller, sechzehn Paar Augen blickten auf sein Lächeln und seine langen Wimpern, verzaubert und verknallt. Zum Abschied schüttelte er jeder triumphierend die Hand. Dabei waren seine Augen genau auf Brusthöhe der Studentinnen und er strahlte wie ein Kaiserpinguin.

»Sag lieber, können wir zu deinem Lehrstuhl wechseln? Du bist doch da der Präsident, nicht wahr?«

»Ich bin definitiv kein Präsident, aber wenn ihr wechseln wollt, kann ich euch versichern, ihr werdet es schaffen. Der Lehrstuhl steht am Rande des Abgrunds. Je mehr

Studenten wir haben, desto höher sind unsere Chancen für den Erhalt.«

»Wenn ihr fast am Abgrund steht, habt ihr trotzdem noch dieses Austauschprogramm mit der Sorbonne, wie es auf eurem Schwarzen Brett steht?«

»Natürlich gibt es das. Der akademische Kreis ist nicht groß, aber auch nicht reich. Ihr wisst schon. Der neue Rektor hat sich nicht schlecht am Budget der Uni bedient. Wahrscheinlich reicht es ihm für sieben Leben. Habt ihr seinen Lamborghini gesehen?«

»Ist doch egal, Fedor, wir wollen nur zur Sorbonne!«

»Das Leben schenkt uns hoffentlich eine Lösung, Tonya«, sagte er mit der Seligkeit eines Erzengels.

»Das Leben könnte es genauso gut sein lassen.«

»Das kann es gewiss auch.«

Als von Buletten und Reis nichts mehr übrig war, verschwand Fedor wieder in der Menge von Hungrigen und Gesättigten, während wir immer noch Fluchtpläne schmiedeten wie die Frösche in der Sahne. Uns überraschte, dass so viele Menschen, Fedor eingeschlossen, diese Ziele nicht auch verfolgten. Er selbst hatte die Sorbonne sogar anfassen dürfen, dennoch war er nach Russland zurückgekehrt, anstatt sich dort wie ein anständiger Wurm in Büchern zu vergraben. Tonya und ich zweifelten seitdem an seiner geistigen Gesundheit. Wenn wir ein Visum bekämen, hätten wir uns gleich morgen aus dem Staub gemacht. So grenzenlos wir Anna Politkowskaja auch bewunderten, noch mehr bewunderten wir das Leben an

sich. Nichts machte uns zynischer als genau diese Weisheit, nämlich dass man nur ein Leben hat und dass es nicht schlecht wäre, es woanders zu verbringen, wo man immer noch die Möglichkeit hätte, sich an eine vertraute Birke anzulehnen, ohne zwischendurch im Kerker zu landen. Bürgerrechte zu haben. Sich bei keinen Behörden anzubiedern und nirgendwo Schmiergeld zu zahlen. Die Heimat von Keats, Rodin und Schopenhauer besuchen zu können, ohne ein Visum zu erbetteln. Und was würde uns hier erwarten? Den Blick vom verkabelten Himmel auf die Chanel-Schuhe der reichen Studentinnen zu schwenken, die an bettelnden Omis vorbeiklackten, weil die Rente nicht mal für das Essen reichte? Ohne mich.

»Schau, wie süß er ist! Schade, dass er bloß mit mir schlafen will!«, entrüstete sich Tonya über den Kerl, der an ihrem Oberarm lehnte. Er sabberte ihre Hand voll und blökte etwas Unverständliches. Mit der anderen Hand versuchte Tonya, das Zuckertütchen aufzureißen.

Es war vier Uhr morgens. Nach der lustigen Nacht im Club, wo wir zwei Franzosen kennengelernt hatten, saßen wir nun in einer Art Frühstücksbar. Mein Franzose war nur halb so betrunken und ging ganz vernünftig mit meiner Nummer in der Tasche nach Hause. Der andere blieb an Tonya hängen wie ein glitschiger Krake. Die Metro hatte noch zu, Geld für ein Taxi hatten wir nicht, also schoben wir den Monsieur in das nächstbeste Lokal, um die Zeit zu überbrücken. Es war gut besucht, Kellnerinnen glitten freundlich herum, links und rechts rutschten trotz der lauten Musik müde blasse Gestalten von den Stühlen.

»Lass uns zu ihm nach Hause fahren«, schlug ich vor.  
»Wir haben noch fünf Stunden Zeit bis zum Seminar.«

»Keine schlechte Idee. Aber ich schlafe nicht damit. Mir hat letzte Woche gereicht.« Tonya trank einen Schluck Kaffee, aber verschüttete die Hälfte, weil der

Typ sie mit einem plötzlichen Überschuss an Zärtlichkeit umarmte.

»Ich würde an deiner Stelle auch nicht mit ihm schlafen. Vielleicht ist er nur betrunken und verdient im nüchternen Zustand eine zweite Chance. Vielleicht ist er ein Wombat!«

Zu den Wombats zählten bei uns gut gekleidete Männer über vierzig mit molliger Statur, was für uns ein Wohlstandszeichen war. Diese Spezies hatte im Durchschnitt schon ein oder zwei Unternehmen gegründet und ein oder zwei Ehen hinter sich. Wombats waren deswegen interessant, weil sie in unseren Augen äußerst intelligent, erfahren und erfolgreich waren. Sie hatten spannende Geschichten zu erzählen und taten es auch gerne, um unsere junge Gesellschaft zu genießen, waren jedoch aufgrund der rundlichen Figur und des fortgeschrittenen Alters unfähig, uns zu verfolgen. Platonische Beziehungen ohne sexuelle Belästigung. So einen zu fangen, war nicht leicht, weil weder Tonya noch ich für sie attraktive Köder waren. Die meiste Zeit schaute dieser Typ Mann einfach an uns vorbei. Wir kleideten uns männerabweisend, schminkten, kämmten und wuschen uns nur gelegentlich, quatschten und tratschten ununterbrochen und sparten auch nicht mit Sarkasmus und Provokationen. Ein Wombat arbeitete viel und brauchte seine Ruhe, er wollte für seine Leistung belohnt werden. Die unkomplizierte Gesellschaft einer leichtsinnigen Schönheit sollte ihm seine kurzen Momente der Freizeit versüßen. Gepflegt, sexy und geduldig. Alles

musste lang sein, Beine, Haare und Nägel. Mit so einem Fräulein zeigte sich ein Wombat gerne, da ihm seine Attraktivität und Gehorsamkeit schmeichelten. Ingeheim träumten wir natürlich davon, so auszusehen, dass die Männer in Anzügen und Krawatten mit benebeltem Blick auf uns schauten, aber der Look von Tom Sawyer und Huckleberry Finn brachte gewisse Schwierigkeiten mit sich. Abgesehen davon war das nicht unser Pfad. Wir wollten sie weder schmücken noch befriedigen, wir wollten von ihnen lernen. Wir jagten schrecklich gerne diesen Männern hinterher und erhofften uns, ein paar Weisheiten abzustauben. Ob uns dies tatsächlich gelang, war schwer zu beurteilen. Oftmals merkten sie nicht einmal, dass sie gejagt wurden. Umso mehr freuten wir uns, wenn es klappte, und verbuchten es als intellektuellen Sieg.

»Karina, er ist doch kein Wombat, er ist Franzose, um Gottes willen!«

Ich beobachtete, wie er gerade mit Tonyas goldenen Locken kuschelte. »Monsieur, avez-vous un canapé chez vous? Nous sommes très fatiguées!«

Er brach sofort seine Schmuserei ab, nusichelte etwas Zustimmendes und schleifte Tonya Richtung Ausgang, ich eilte hinterher. Er rollte ins Taxi und zog sie hinein wie King Kong seine Blondine.

Nach langem Hin und Her landeten wir drei in seinem Bett. Tonya verschanzte sich mit einer Decke am Rand, in der Mitte lag ich mit der Furchtlosigkeit einer Partisanin, und dann plumpste der Franzose, der nicht

zu beschwichtigen war, dazu. Da Tonya ihn abwimmelte, machte er sich jetzt an mich ran.

Ein Wunder, dass ich den Wecker hörte. Der Franzose schnarchte am Bettrand, wohin ich ihn gedrängt hatte. Flüsternd machten wir uns fertig, wischten uns die Mascara aus dem Gesicht und tranken in der Küche eine Milchpackung leer.

»Hätten wir bloß keine Anwesenheitspflicht. Als wären wir Ziegen, die man jeden Morgen im Stall zählt«, klagte ich.

»Ja, aber in der Vorlesung triffst du sicher den Stein der Weisen!«

»Vergiss es, er hat für seine Kopfhörer mehr Sympathie als für mich.«

»Was hört er denn?«

»Kann alles sein, gerappte satanistische Gebete oder udmurtischer Volksgesang. Ich möchte doch einfach nur mit ihm reden, aber er weigert sich!«

»Wie Echo und Narziss«, lächelte Tonya und zog sich ihren Rollkragenpullover über. Unsere zerknitterten Figuren spiegelten sich im kalten, glänzenden Parkett, als wir zur Tür schlichen.

Draußen bewegte sich das Blau nirgendwohin, es tränkte die Straßen und den Himmel im gleichen Ton. Der Winter fiel jedes Mal plötzlich und grausam auf Moskau hinab wie eine befristete Apokalypse. Es war eigentlich nie hell. Manchmal war es nachts sogar heller, denn die Straßen-

beleuchtung fühlte sich verantwortlich für das Wohl der Menschheit und gab ihr Bestes. Besonders um die Weihnachtszeit, da war alles so reichlich geschmückt, dass man noch mit geschlossenen Augen das Blinken sehen konnte.

Wir stützten einander und schleppten uns durch die kalte Straße, wider dem Winde, hungrig und müde. In solchen Momenten wünschte man sich einen Hundeschlitten, auf dem man den Kopf in ein Fell einwickeln konnte. Vor uns schimmerte das Metroschild.